

»Es geht nicht darum, keine Daten zu haben, aber diese Daten sollten vergemeinschaftet sein«

Interview mit Felicitas Macgilchrist

Abstract

Im Rahmen unseres Buchprojekts haben wir auch Kolleg:innen ganz unterschiedlicher Fachdisziplinen gebeten, uns zum Thema »Vermessung der Bildung« Ihre Perspektiven näher zu bringen. Im Folgenden lesen Sie ein Interview mit Prof. Dr. Felicitas Macgilchrist, Leiterin des Arbeitsbereichs Digitale Bildung in der Schule und des Critical EdTech Labs an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Mandy Schiefner-Rohs (MSR): Welches Schlagwort kommt Dir als Erstes in den Sinn, wenn Du an den Titel unseres Buches – »Vermessung der Bildung« – denkst?

Felicitas Macgilchrist (FM): Bei »Vermessung von Bildung« denke ich an drei Schlagwörter. »Beziehung« ist das eine: Vermessen heißt soziale aber auch sozio-technische, ökonomische, politische Beziehungen herstellen, verändern, neugestalten. Ein zweites wäre »Prognosen« und die Frage, welche Zukünfte für wen auf Basis der Vermessung von welchem Abschnitt des Lebens vorhergesagt werden. Welche Pfade werden dabei für wen aufgemacht und welche versperrt? Wie werden dabei Ungerechtigkeiten produziert und reproduziert? Und ein drittes Schlagwort wäre auf Englisch »certainty«, was in diesem Kontext vielleicht am besten mit »Bestimmtheit« oder »Gewissheit« übersetzt wird. Mir geht es hier vor allem darum, welches Wissen, welche Einsichten als gewiss oder sicher dargestellt werden, sodass sie als Grundlage von Entscheidungen gelten können oder sollen.

MSR: Es geht beim Vermessungsgedanken sehr schnell immer nur um Zahlen und sozusagen numerische Perspektiven. Eine gute Leistung ist eine Eins oder eine Zwei, wie wir das aus der Schule so kennen. Wenn du von Darstellungen sprichst, meinst du eher die Zahlen oder auch andere Darstellungsweisen?

FM: Ja, Zahlen sind wichtig, aber auch Datenvisualisierungen und anderen Formen der algorithmischen Vermessung. Quantifizierung hat ja eine lange Geschichte in Bildung und Schule. Auch klassische Schulnoten zeigen die Verknüpfung von Bezie-

hungen, Prognosen und Gewissheiten. Eine Eins oder eine Fünf sortiert eine Schülerin in einer je unterschiedlichen hierarchischen Beziehung zu anderen Schüler:innen in ihrer Klasse. Obwohl die Noten keine ›predictive analytics‹ sind, legen die Zahlen unterschiedliche Prognosen über ihre Zukunft nahe. Die Note scheint eine Gewissheit über ihren Wissensstand oder ihre Kompetenzen festzulegen; die Schülerin wird dadurch in gewisser Weise – auch in ihrem Selbstbild – bestimmt. Aber wir können auch an die Ampelfarben denken, die oft in digitale Bildungsmedien eingesetzt werden: grün signalisiert, alles ist in Ordnung, orange, dass die Lehrperson hinschauen sollte; rot, dass Schüler:innen vor Probleme stehen. Dieses Farbspektrum zeigt Effekte. Wie wird aber entschieden, wo die Grenze zwischen grün und orange oder orange und rot liegt? Mit dem Wort *Vermessung* aus dem Titel eures Bandes wird nochmal erinnert, dass diese Grenze nicht automatisch oder selbstverständlich ist, sondern hergestellt werden muss. Jemand muss entscheiden, wo die Grenze zu ziehen ist (ab welcher Prozentzahl korrekter Antworten wird grün angezeigt?). So wird nicht nur das System konfiguriert, sondern auch die Lehrpersonen und Lernenden: Lehrpersonen durch die Lenkung ihrer Aufmerksamkeit durch die Farben, das versetzt sie auch in einer bestimmten Art von Beziehung zu ihren Schüler:innen. Lernende erhalten durch die Farbkodierung ein Bild von ihrem Selbst, ihrem Wissen, ihrem Können, ihrem Tempo, das eventuell ihre Vorstellungen von ihren eigenen Zukunftsmöglichkeiten prägt.

MSR: Aber dann steckt ja auch eine Wertung drin: richtig oder falsch, fähig oder unfähig, (zu) langsam oder genau richtig.

FM: Das ist, finde ich, einer der zentralen Aspekte bei der Vermessung von Bildung: Es sind immer normative Vorstellungen eingelagert, davon, wie Menschen sein sollten, wie junge Menschen sich selbst sehen sollten und was sie tun sollten oder wollen sollten; Wer als erfolgreich oder nicht gilt, und auch davon, wie Bildung und Lernen vonstatten gehen sollten. Diese normativen Vorstellungen werden in die Systeme eingeschrieben und prägen dann Wissen, Kommunikation, Selbstbild, Handeln und dann eben auch Gerechtigkeits- oder Ungerechtigkeits- bzw. Ungleichheitsverhältnisse.

MSR: Und in wie weit hast du dich in deiner Forschung damit schon beschäftigt?

FM: Zum einen habe ich im Projekt DATAFIED mit Kolleg:innen mit der Datafizierung in und von Schulen an verschiedenen Schnittstellen in Deutschland auseinandergesetzt. Das Projekt kommt bestimmt schon in diesem Buch vor! Unser Teilprojekt, damals am Leibniz-Institut für Bildungsmedien, lag an der Schnittstelle von Schule und der Entwicklung von Lernsystemen. Wir haben uns gefragt: Was passiert im Unterricht mit diesen Systemen und wie verhält sich das zu den Vorstel-

lungen und Plänen der Entwickler:innen? Ein Vorgängerprojekt dazu – Discourse of EdTech – hatte ich zuvor in den USA durchgeführt. In Interviews mit Entwickler:innen von adaptiven oder ›datenintensiven‹ Educational Technologies ging es mir darum, ihre Perspektive zu verstehen, zu eruieren, was sie wollen, was sie machen, wie ihre Visionen für Schulen der Zukunft aussehen, und was sie selbst über die Vermessung von Bildung denken. Und in ›RED‹ (›Reconfigurations of Educational In-/Equality in a Digital World‹) – ein Projekt mit Kolleg:innen in Argentinien, Mexiko, Südafrika und Schweden – greifen wir die Beobachtung auf, dass digitale Datenströme von zunehmender globaler Bedeutung sind. In diesem Projekt fragen wir, inwiefern die Veränderung des Schulischen mit diesen digitalen Daten Ungleichheit und Ungerechtigkeiten reproduzieren oder verschärfen, wie sie vielleicht neue Formen der Ungleichheit ermöglichen, aber auch, wie sie benutzt werden, um mehr Gerechtigkeit zu fördern.

MSR: Das waren ja jetzt drei unterschiedliche Projekte, in drei unterschiedlichen Settings und unterschiedlichen Ländern. Gibt es mehr Gemeinsamkeiten zwischen den Projekten oder eher Unterschiede?

FM: Spannend finde ich insbesondere eine Ähnlichkeit: In allen drei Projekten, sogar in den USA, gibt es den Diskurs, dass sie ›hinterherhinken‹. Hier liest man ja oft, dass Deutschland den USA hinterherhinkt, also fragte ich Kolleg:innen dort, wonach hinkt ihr denn hinterher? Hinter der Zukunft, war ihre Antwort. In den öffentlichen Debatten in den USA gehe es darum, dass sie nicht zukunfts bereit seien. Diesen Diskurs sehen wir auch in Südafrika und anderen Ländern, das scheint eine geteilte Dimension von aktuellen Debatten um Technologie zu sein, und deutet vielleicht auf grundsätzliche Beschleunigungstendenzen in der Gesellschaft. Wenn ich aber näher auf Fragen der Vermessung eingehe, sind die Ähnlichkeiten und Unterschiede aus den Projekten vielleicht in zwei Kategorien zu sehen. Zum einen in Bezug auf Adressierung und Subjektivierung, wenn man sich Lernsysteme, Dashboards usw. anschaut. Hier zeigt sich eine starke Reduktion von dem, was Bildung oder Lernen sein kann. Zum anderen zeigen vor allem die ethnographischen oder beobachtenden Studien, in welcher Komplexität und Vielfalt die Systeme in Gebrauch gesetzt werden.

In DATAFIED haben Juliane Jarke und ich z.B. adaptive Lernsysteme analysiert, die Lehrende primär als Manager:innen adressieren. Ihre Kernaufgaben scheinen Effizienzsteigerung und Optimierung zu sein. Das ist eine sehr eingegrenzte Version von dem, was eine Lehrperson tut. Ein Lernsystem produziert aber auch Aussagen zum sozialen Verhalten der Schüler:innen. Diese basieren allerdings nur auf der Auswertung von ihrem Verhalten und ihrer Interaktionen miteinander im Lernsystem (also z.B. im Chat oder im Forum). Das wiederum reduziert die Basis für die Bewertung des Sozialverhaltens massiv. Interaktionen im Klassenraum

werden so nicht in diese Rankings oder Ratings oder Empfehlungen eingespeist. Auch wenn die Systeme also in wohlwollender Hinsicht entwickelt worden sind, um Schüler:innen zu unterstützen oder Lehrkräften zu entlasten, reduzieren solche Systeme die komplexe Rolle des Schüler:inseins.

Mir geht es hier allerdings nicht um ein Verlustnarrativ, das sollte ich vielleicht betonen. Es geht nicht darum, zu sagen, dass die Welt früher besser war und jetzt etwas verloren geht. Mir helfen die Arbeiten von Foucault und Butler zu Subjektivierung, um die aktuelle Konfiguration besser zu verstehen: Wenn wir auf eine bestimmte Art als Subjekt adressiert werden, laden uns diese Adressierungsweisen ein, uns selbst in einer bestimmten Art zu sehen und auf einer bestimmten Art zu handeln. Wir werden in Normalisierungen und Normativitäten eingewiesen, die auch durch diese Lernsysteme und Datenvisualisierungen hergestellt werden. Die Normalisierungen, die in alltäglichen Gegenständen wie Datenvisualisierungen zirkulieren, entfalten potenziell eine große Wirkkraft. Normen verschieben sich zwar, aber sie werden konstant hergestellt. Sie bilden ein Fundament, auf dem wir agieren.

Eine weitere Ähnlichkeit in den verschiedenen Forschungsprojekten steht aber in gewisser Weise im Kontrast zu der Idee der Reduktion. Wir haben in DATAFIED und auch im RED-Projekt Unterrichtsbeobachtungen durchgeführt, mit Lehrkräften über ihre Praxis gesprochen und mit Schüler:innen über globalen Datenreisen gesprochen. Die Praxis ist nach wie vor gar nicht reduktiv. Die Systeme werden aufgegriffen, komplexifiziert, verworfen, unterminiert, angepasst. Das deckt sich mit anderen Forschungsarbeiten, z.B. von Lucas Cone, Samira Alirezabeigi, Luci Pangrazio oder Neil Selwyn. Die Systeme werden eingebettet in komplexe ambivalente Alltagssettings. Das öffnet eine Reihe von Fragen zu Subjektivierung/Adressierung, Normativität und Ungleichheiten an der Schnittstelle von Daten, EdTech-System und (Unterrichts-)Praxis.

Diese Beobachtungen eröffnen aber auch Fragen zu Design und Entwicklung. Ju liane Jarke und ich erweitern unsere Auswertung der Dashboards aktuell mit Blick auf Datenvisualisierungen und dem Konzept von »Un-/Certainty«. Es geht wieder um Lernsysteme mit Machine Learning-Verfahren. Interessant dabei ist ein Widerspruch: Aus Interviews und industrienahen Blogs, Foren usw. wissen wir, dass Entwickler:innen wissen, dass die Prognosen der Systeme relativ ungenau sind. Bei predictive analytics geht es ja immer nur um Wahrscheinlichkeiten. In den Be gleittexten der Systeme wird auch oft beschrieben, dass diese »nur« Empfehlungen sind und die Entscheidung bei den Nutzer:innen liegt. Dennoch visualisieren die EdTech-Systeme aber die Ergebnisse mit ihren Ampelfarben und klaren Linien als »gewiss«. Die Visualisierungen zeigen Ungewissheit nicht. In ihrem Buch *Automating Inequality* (2018) hat Virginia Eubanks z.B. gezeigt, wie schwierig es ist, bei »high stakes«-Entscheidungen, z.B. darüber, ob ein Kind in Obhut genommen wird oder bei der Familie bleibt, gegen eine auf einer Datenbasis automatisch generierten

Empfehlung zu handeln. Juliane und ich versuchen daher zu verstehen, warum die EdTech-Visualisierungen so gebaut werden, und was es ausmachen würde, wenn sie nicht so ›gewiss‹ wären. Wir überlegen ein wenig spekulativ, was wären andere Möglichkeiten? Im Buch *Data Feminism* (2020) illustrieren Catherine D'Ignazio und Lauren Klein Daten in einem Abschnitt zu ›visualizing uncertainty‹ mit verschiedenen Beispielen, eher künstlerischen Projekten. Wir suchen noch nach Beispielen im Bildungsbereich, die die uncertainty, fuzziness und noise von Prognosen oder anderen automatisch generierten Entscheidungen und Empfehlungen visualisieren.

MSR: Ich kenne auch keine. Die Frage, die ich mir gerade gestellt habe, ist allerdings, ob es nicht in der Natur der Sache liegt: Auch bei Klassenarbeiten gibt es Kippunkte, z.B. ab 0,3 oder 0,5 Unterschied. Bei all der Fuzzyness der Bewertung muss man sagen, okay, ab dann ist es eine Zwei und keine Eins mehr.

FM: Ja, man könnte ganz anders über ungrading denken, wo es gar keine Noten gibt. Oder auch schriftliche statt numerischer Bewertungen. Sehr viele Grundschulen in Deutschland schreiben ausführliche Berichte und gehen ins Gespräch, statt einer Zahllennote zu vergeben. Einige Integrierte Gesamtschulen vergeben Zahllennoten erst ab der 9. oder 10. Klasse. Das könnte erweitert werden. International gibt es viele unterschiedliche Bewertungsmöglichkeiten. Aber auch wenn ein Cut gemacht wird, ein Kippunkt: diese sind auch nicht natürlich, sondern müssen festgelegt werden. In Graz, habe ich erfahren, gibt es an der Universität keine 0,3 oder 0,7 Noten. Es gibt nur 1, 2, 3 oder 4. Keine 1,3 oder 1,7. Der Cut ist ein anderer als in Deutschland. Wir gewöhnen uns oft an die Kippunkte, die wir kennen. Wichtig erscheint mir aber der Möglichkeitsrahmen: Welcher Rahmen erscheint uns möglich und woran liegt das? Was eröffnen klare Cut-Off-Punkte und was verschließen sie? Und für wen? Was ermöglichen fuzzy Cut-Off-Bereiche und was verschließen sie? Für wen?

MSR: Und dann sind wir schon mitten in der dritten Frage zum Thema Optimales Lernen, Optimierung des Lernens oder die optimale Gestaltung von Bildungsorganisationen – worum geht es Deines Erachtens, wenn von der ›Vermessung von Bildung‹ gesprochen wird?

FM: Für mich gibt es zwei unterschiedliche Antworten auf die Frage. Auf der einen Seite gibt es sehr dominante Diskurse, dass Deutschland z.B. bei PISA und anderen internationalen large-scale assessments ›aufholen‹ müsse. Vermessung dient hier dazu, im internationalen Wettbewerb stark zu sein bzw. zu ›gewinnen‹; es befördert also die Abgrenzung von einer Nation gegenüber anderen Nationen. Oder der Diskurs der Individualisierung. Hier beobachten wir, dass fast alle Ed-

Tech-Unternehmen ihre Produkte damit bewerben, dass sie für Individualisierung oder Personalisierung gut geeignet seien. Individualisierung ist zum allgemein akzeptierten positiven Wert geworden, wenn es um Lernen geht. In beiden Fällen könnten die Diskurse anders gestrickt werden: PISA & Co. müssten nicht anhand politischer oder geographischer Grenzen gezogen werden, sondern z.B. entlang der Grenze zwischen privaten Schulen (weltweit) und öffentlich finanzierten Schulen (weltweit) oder zwischen Schulen mit Klassengrößen bis 20 und Schulen mit Klassengrößen ab 21. So würden die Effekte von bestimmten Ressourcen sichtbar werden.

Dominante Diskurse werden aber nicht nur sprachlich verhandelt, sondern auch in die Technologie eingeschrieben. Was mich dabei besonders fasziniert, ist die Idee, dass Technologie entwickelt werden sollte, damit die Nutzung reibungslos ist. Um im App Store angeboten zu werden, müssen Apps z.B. eine Qualitätskontrolle bestehen, in der die einfache, intuitive, reibungslose Nutzung zentral ist. Mit dieser Idee ist aber auch verknüpft, dass soziale Interaktionen und eben Lernen oder Bildung »reibungslos« sein sollten. Chris Gilliard hat in diesem Zusammenhang von »friction-free racism« (2018) gesprochen. Allgemeiner betrachtet werden Brüche und Risse, Ambivalenzen und Irritierendes zu Sachen, die vermieden werden sollten.

MSR: Und das prägt uns. Das ist ja das, was wir in der Erziehungswissenschaft mit Widerständigkeit assoziieren. Im Bildungsbegriff steckt mit der Krise ja auch das Gegenteil von Reibungslosigkeit. Dabei fällt mir Gert Biesta ein, mit Learnification und der Frage: Geht es denn eigentlich noch um Bildung? Oder geht es nur noch um das Lernen? Tatsächlich potenziert das Software, weil Software ja eigentlich immer darauf aus ist, möglichst reibungslos zu funktionieren. Also in Usabilitytests, da darf man nicht stolpern, da darf man nicht nachdenken müssen, sondern es muss ganz automatisch gehen. Also ist das überhaupt mit Technologie aufzulösen?

FM: Ja, genau. Die Idee des Potenzierens finde ich sehr treffend. Die digitalen Technologien, die für die algorithmische Vermessung eingesetzt werden, generieren Erwartungen, die eine breitere Wirkkraft entfalten. Das gilt genauso für eine einfache Quiz-App, die am Ende eine Sieger:innen-Treppe anzeigt oder ein komplexes KI-basiertes System mit Prognoseberechnung. Da frage ich mich, ob dabei Reibungslosigkeit zum gesellschaftlichen Ziel, zur Messlatte für das Leben und eben für Erfahrungen in Unterricht, Schule und Hochschule wird? Ob das mit Technologie aufgelöst werden kann, hängt für mich vom sozio-politisch-ökonomisch-ökologischen Kontext ab: Der Großteil der gewinnorientierten Software- und Hardwareproduzierenden kann sich in einer unternehmerischen Logik nicht gegen den Erwartungen der Usability und Reibungslosigkeit wenden. Sie würden derzeit voraussichtlich als Unternehmen nicht erfolgreich sein.

Aber das bringt mich zu der zweiten Antwort auf deine Frage nach der Optimierung, die ich noch geben wollte. Es gibt viele hochspannende Projekte, die ›Optimierung‹ ganz anders verstehen: Reibung, Entschleunigung oder Irritation werden erwartet – oder zumindest mit Geduld erlebt. Nathan Schneider hat vor Jahren von »Slow Computing« (2015) geschrieben. Es gibt die ›minimal computing‹- und ›computing within limits‹-Bewegungen. Ich habe letztens Solar Protocol entdeckt. Das ist eine Webseite, die von einem Netzwerk an solarbetriebenen Servern betrieben wird, die in unterschiedlichen Zeitzonen der Welt aufgestellt sind. Wenn man auf die Website zugreift, wird die Anfrage nicht an einem geographisch nahen (und demnach schnelleren) Server weitergeleitet, sondern von dem Server, an dem gerade das meiste Sonnenlicht scheint. Das verlangsamt die Seite und sie ist manchmal mit niedriger Auflösung zu sehen. Solche Projekte finde ich für privilegierte Nutzer:innen spannend, weil sie beschleunigte ressourcenintensive Praktiken zu entschleunigen versuchen und weil sie Alternativen zu kommerziellen Produkten entwickeln. Aber auch, weil sie hinter die Oberfläche der algorithmischen Vermessung schauen: Vermessung durch digitalen Daten, vor allem wenn sie reibungslos laufen soll, verbraucht im Hintergrund unheimlich viele ökologischen Ressourcen und benötigt sehr viel unsichtbar gemachte menschliche Arbeit.

MSR: Und da sind wir ja bei der Frage der dahinter liegenden Data und Entwicklungsprozesse. Wer oder was treibt die Datafizierung der Gesellschaft und der pädagogischen Kontexten voran?

FM: Wir Menschen sind es, die die Datafizierung antreiben. Es fällt mir immer wieder auf, dass Datafizierung, und auch Digitalisierung, in Politik, Presse und auch Forschung, als etwas beschrieben werden, das auf uns zurolle, wie ein Tsunami. Menschen werden dabei in einer reagierenden Haltung positioniert. Die Gesellschaft für Informatik ist eine der wenigen Stimmen, die schon längst gesagt hat, Menschen, die informatisch gebildet sind, gestalten die gesamte Gesellschaft. Es geht dabei meines Erachtens allerdings nicht nur um Menschen, die informatisch gebildet sind, sondern um Menschen, die informatische Ressourcen verwenden und dabei umgestalten, neu justieren, adaptieren, aneignen.

MSR: Klar. Und das sind wir wirklich. Wenn wir alle Datafizierung vorantreiben, wie können wir Datafizierung unterbrechen, wie können wir uns dem entziehen? Und das müsste ja wiederum bedeuten, Widerstand zu erzeugen gegen manche Dinge.

FM: Ja, sich im Kollektiv zu organisieren, gegen bestimmte Dinge und für andere Dinge. Das ist aktuell mit Blick auf Datafizierung und Bildung eine besondere Herausforderung, weil wir im pädagogischen Kontext oft eingeladen werden, auf individuelle Lernende und Lehrende zu blicken. Wie können wir diese Individuen

stärken, ihre Datenkompetenzen, ihre data literacy fördern? Ja, diese Dimension ist sehr wichtig. Es gibt exzellente Modelle, Rahmen und Projekte. Aber ich frage mich auch, ob diese individualisierende Ebene uns von kollektiven oder (infra-)strukturellen Bestrebungen ablenkt. Ich bin diesbezüglich von einem Text von Salomé Viljoen mit dem Titel »Data as Property?« (2020) sehr inspiriert. Als Ausgang nimmt sie die Kritik an Datafizierung als Teil von Überwachungskapitalismus oder Datenkolonialismus. Datafizierung verstärkt aus diesen Perspektiven Ungerechtigkeit und bringt neue Formen der (kapitalistisch vorangetriebenen) Ungleichheit hervor. Aus der Kritik entstehen aber auch Vorschläge für Reformen, und diese Reformideen (für data governance) nimmt Viljoen ins Visier.

Die erste Reformidee nennt sie »eigentumsrechtliche Reformen« (propertarian). Diese verorten die Ausbeutung durch Datafizierung unter anderem im Fehlen von formalen Eigentums- oder Arbeitsrechten, die den Produktionsprozess regeln würden. Wir posten und liken und tweeten – und andere verdienen an unserer Arbeit. Diese unbezahlte Arbeit wird ergänzt von der unterbezahlten Arbeit der Arbeiter:innen weltweit, die für sehr wenig Geld das Labeling und die Qualitätskontrolle für KI-Anwendungen unternehmen. Dieser Reform der Informationswirtschaft würde den Nutzenden das Eigentum an ihren persönlichen Daten geben, so auch die #ownyourdata-Bewegung.

Die zweite Reformidee bezeichnet sie als »würde-orientierte Reformen« (dignitarian). Hier geht es um einen Widerstand gegen die Kommodifizierung von Daten insgesamt. Dieser stützt sich auf Bürger:innen- und Menschenrechte, um einzelnen Bürger:innen das Recht einzuräumen, Datenerfassung abzulehnen, über die Verwendung der über sie gesammelten Daten zu bestimmen, und sich gegen Verwendungen ihrer Daten, die ihre Interessen verletzen, zu wehren. Die DSGVO ist ein Beispiel für eine würde-orientierte Reform.

Viljoen selbst schlägt eine dritte Idee vor, die man kollektive data governance nennen könnte. Datafizierung würde hier nicht auf der individuellen Ebene verortet werden wie die ersten beiden Ideen, sondern als ein Projekt kollektiver demokratischer Verpflichtung. Dieses Projekt sichert Rechte der Repräsentation. Es geht nicht darum, keine Daten zu haben, aber diese Daten sollten vergemeinschaftet sein. Gesundheitsdaten können z.B. hilfreich sein, um eben ein faires, gerechtes Gesundheitssystem herzustellen und zu ermöglichen. Ein Beispiel in Deutschland, das ich durch Valentin Dander kennengelernt habe, ist das Berliner Register (siehe hierzu auch den Beitrag von Dander 2023). Dort dokumentieren sie Vorfälle von Diskriminierung und Ausgrenzung, die im Alltag in Berlin passieren. Gerade durch die ›Vermessung‹ und Datenvizualisierung in einer Chronik machen sie diese Vorfälle sichtbar und zielen darauf, Kollektive zu bilden. Gerade Gedanken an Vergemeinschaftung finde ich inspirierend für den Bildungsbereich. Wo können wir mit kollektiven Daten etwas machen, das das Bildungssystem verbessert oder Impulse für den Unterrichtspraxis bietet?

MSR: Also das Kollektiv in den Fokus zu nehmen. Das würde auch für die Schule andere Formen der Auseinandersetzung implizieren, oder?

FM: Ja, und dann wären Personalisierung und Individualisierung nicht primäre Ziele für datengesteuerten Medien, sondern die kollektive Dimension. Es würde um Fragen gehen, wie wir gemeinschaftlich lernen und lehren, miteinander, voneinander, zusammen. Wie dieses Paket konkret geregelt wird, was für ein System es bräuchte und welche Daten notwendig wären, das sind alles noch offene Fragen.

MSR: Und das wäre dann ein kollektives Datenverständnis: Nicht um das Individuum zu verbessern, sondern um letztendlich Gruppenprozesse oder die Gesellschaft oder die Schule und die Schüler:innen in den Blick nehmen. Habe ich das richtig verstanden?

FM: Ja, und das ergänzt die zweite Antwort auf der Frage nach der Optimierung des Lernens und optimale Gestaltung von Bildungsorganisation von vorhin.

MSR: Das ist ein schöner Gedanke, den es weiterzuspinnen gilt. Gegen Ende unseres Interviews würde ich dir allerdings noch eine letzte Frage stellen wollen: »All is data« – so heißt ja unser Forschungsprojekt in Anlehnung an Barney Glasers Plädoyer der qualitativen Sozialforschung. Stimmst du eigentlich zu?

FM: Ich finde das eine super Frage und einen fantastischen, provokativen Titel für das Projekt. Ich stimme Glaser absolut zu: »data is what is occurring, it is socially produced«. Reden produziert Daten, Handeln produziert Daten, und die Lücke zwischen Reden und Handeln produziert auch Daten. Mir gefällt auch seine Formulierung, dass »socially structured, vested fictions run the world«. Das erinnert mich an einem Workshop von LaLoma.info zu Datenmasken: Die grafische Darstellung von Information ist aus ihrer Perspektive immer eine Maskierung der Daten. Diese Fiktionen und Maskierungen regieren die Welt von heute.

Wo ich aber vorsichtig bin, ist das Verhältnis zur Realität, das er in dem Text ausdrückt. Der Text impliziert, die Daten seien »da«, »vorhanden«. Als würde man sie finden. Dem würde ich nicht zustimmen, epistemologisch bzw. ontologisch betrachtet. Es klingt, als würde er das machen, was Donna Haraway den »god trick« genannt hat, d.h. einen neutralen Blick versuchen einzunehmen, der nicht selbst situiert ist. Ich würde eher sagen, dass wir die Daten immer produzieren. Deswegen sind Daten immer situiert, sozial und politisch.

MSR: Ja, das stimmt. Liebe Felicitas, vielen Dank für das interessante Gespräch.

Literatur

- Dander, V. (2023). Wer vermisst die Vermessenden? Über Möglichkeiten der ›Weltvermessung‹. In Schiefner-Rohs, M., Hofhues, S., & Breiter, A. (Hg.), *Datafizierung (in) der Bildung. Kritische Perspektiven auf digitale Vermessung in pädagogischen Kontexten* (S. 117–130). transcript.
- D'Ignazio, C. & Klein, L. F. (2020). *Data Feminism*. The MIT Press.
- Eubanks, V. (2018). *Automating Inequality: How High-tech Tools Profile, Police, and Punish the Poor*. St Martin's Press.
- Gillard, C. (2018). *Friction-Free Racism. Surveillance capitalism turns a profit by making people more comfortable with discrimination*. October 15, 2018, online: <https://reallifemag.com/friction-free-racism/> (zuletzt abgerufen 23.06.2023)
- Schneider, N. (2015). *The Joy of Slow Computing*. May 20, 2015, online <https://newrepublic.com/article/121832/pleasure-do-it-yourself-slow-computing> (zuletzt abgerufen 23.06.2023)
- Viljoen, S. (2020). *Data as Property?* October 16, 2020, online: <https://www.phenomenalworld.org/analysis/data-as-property/> (zuletzt abgerufen 23.06.2023)